



Lorenz und Tresa Tomaschett-Spescha, die Grosseltern von Cornelia Vinzens.

# «WIR KANNTEN NICHTS ANDERES»

Cornelia Vinzens besuchte über Jahre hinweg ältere Menschen in der Bündner Surselva und zeichnete ihre Lebensgeschichten auf. Nun liegen die Erinnerungen in Buchform vor – darunter auch diejenigen von Lorenz und Tresa Tomaschett, den Grosseltern der Autorin.

Cornelia Vinzens wollte kurz vor ihrer Matur von ihren Grosseltern erfahren, wie sie die Zeit des Zweiten Weltkriegs in der Bündner Surselva erlebt hatten. Das Gespräch drehte sich bald um viel mehr als um die Kriegszeit. Die Grosseltern berichteten, wie sie aufgewachsen waren, und die Enkelin fand die Erzählungen so spannend, dass sie begann, andere Menschen aus der Generation ihrer Grosseltern zu treffen. Sie reiste im Bündner Tal von Dorf zu Dorf, von Mensch zu Mensch.

Im Lauf der Jahre füllten sich die Tonbänder, und Cornelia Vinzens beschloss, die Gespräche zu veröffentlichen. Nun ist das Buch «Nus savevan da nuot auter | Etwas anderes kannten wir nicht»



erschieden, in dem 17 Porträts versammelt sind. Das Buch ist zweisprachig: Die heute 31-jährige Cornelia Vinzens führte und transkribierte die Gespräche auf Rätoromanisch und liess die Texte anschliessend auf Deutsch übersetzen.

Einige der Protagonistinnen und Protagonisten sind in der Zwischenzeit verstorben, darunter auch Lorenz und Tresa Tomaschett-Spescha, die Grosseltern von Cornelia Vinzens. «Das ist sehr schade», sagt die Autorin. Zu gerne

hätte sie ihnen das Buch gezeigt. Wir drucken einen gekürzten Auszug der Erinnerungen von Lorenz (1918 - 2015) und Tresa (1923 - 2013) ab. Geboren wurden beide in Trun, wo sie auch heirateten.

Von **CORNELIA VINZENS** (Aufzeichnung und Foto)

**Lorenz:** Als Jugendlicher hatte ich meinem Vater einmal dabei geholfen, das Heu zusammenzunehmen. Er gab mir 50 Rappen dafür. Diese steckte ich sofort in die Hosentasche. Jeder Rappen wurde in die Hosentasche gesteckt und gesammelt.

Wir hatten so wenig zu dieser Zeit. Wenn das Geld nicht ausreichte, um eins trinken zu gehen, waren wir Burschen abends oft hier und wussten nicht, was wir unternehmen sollten. Entweder gingen wir nach Hause, oder wir machten gelegentlich den Mädchen einen Abendbesuch. Dann gingen wir eine ganze Schar zu den Mädchen und klopfen an die Haustüre. Zuerst standen wir vor der Haustüre und flüsterten miteinander, und nach einer

Weile liess sie uns allenfalls hereinkommen, manchmal auch nicht. Wenn wir viele waren und zu viel Lärm machten, hatten wir in der Regel weniger Glück. Aber wenn ein Mädchen uns hereinliess, wurde oft ein lustiger Abend daraus. Da wurde dann recht grosszügig aufgetischt: Kaffee, Kuchen, Fleisch, Käse und Brot.

Durch diese Abendbesuche – oder z'Hengert, wie wir sagten – kam man auch ein bisschen in Kontakt miteinander, denn früher waren die Burschen und die Mädchen nicht in der gleichen Jungmannschaft. Damals gab es die Knabenschaft und den Jungmädchenverein.

Natürlich entstanden hie und da Liebschaften an solchen Abenden. Wenn man mit einem Mädchen einmal etwas Ernsthafteres hatte, ging man allein, fast heimlich, eine Weile zu ihr nach Hause. Dann wollte man selbstverständlich nicht, dass die anderen mitzotzelten (lacht). Einmal, als ich zur Tresa nach Maria Licht hinaufging, hatten sich ein paar Burschen hinter dem Nussbaum neben ihrem Haus versteckt. Die Tresa liess mich unbemerkt durch die untere Türe herein. Nach einer Weile kamen sie aber, klopfen und «miauten», wie wir sagten. Dann zog sie die Vorhänge zu, sodass sie nicht hineinsehen konnten, und irgendwann gaben sie dann auf (lächelt).



Ich besuchte bis zur siebten Klasse die Gemeindeschule hier in Trun. Mein Jahrgang hatte in den letzten Schuljahren etwas Pech mit den Lehrern. In der fünften und sechsten Klasse hatten wir eine Lehrerin. Rechnen brachte sie uns grossartig bei, aber Deutsch lernten wir bei ihr nicht gross.

**Tresa:** Ich hatte einen guten Lehrer, den Herrn Foppa. Der setzte sich für mich ein und überredete den Vater dazu, mich eine weiterführende Schule besuchen zu lassen – ich war eine gute Schülerin. Er sagte dem Vater, er solle mich nach Ilanz an die Bäuerinnenschule schicken. Darauf erwiderte der Vater: «Das Kochen und Arbeiten hat sie zu Hause gelernt, das muss sie nicht in Ilanz unten lernen!» Dann meinte der Lehrer, er solle mich die Handelsschule machen lassen, und damit war der Vater dann einverstanden.

Ich weiss nicht, was zwischen meinen Eltern und dem Pfarrer, den wir damals hier hatten, gelaufen war – auf jeden Fall meldeten sie mich an der Klosterschule in Disentis oben an. Ich blieb bis zur dritten Lateinklasse in der Klosterschule, und dann hätte ich gerne nach Chur in die Kantonsschule gewechselt. Die Reaktion auf diesen Wunsch war ein ziemlich deutliches Nein. Der Vater hatte das Geld nicht. «Kannst arbeiten gehen», hiess es. Dann ging ich halt arbeiten.

Die Auswahl an Berufen war nicht gross. Man konnte in den Wald, zu Firmen hier in der Umgebung, in die Fabrik oder aus-

wärts in Hotels arbeiten gehen; viel mehr Möglichkeiten gab es nicht. Nicht zu denken: «Ich könnte das oder jenes machen.» Man musste einfach versuchen, irgendwo unterzukommen. Und egal, was man arbeitete – die Löhne waren miserabel. In den Jahren vor dem Krieg gab es keine Arbeit, und das Geld war überall knapp – massenweise Leute hier, und alle suchten Arbeit. Finanzielle Hilfe vonseiten des Staats gab es keine. Diese Familien waren in einem solchen Elend. Und das waren dann grosse Familien! Wenn man bedenkt, dass es allein in Campliu drüben etwa 100 Kinder gab. Man kann sagen, dass wir es hier mit einer Überbevölkerung zu tun hatten. Aber das wurde halt auch so gepredigt – nehmen, was Gott einem schenkt.

**Ich konnte als junges Mädchen nicht begreifen, dass die Kirche so etwas verlangen konnte. Alles nehmen, was der Herrgott einem schenkt – wenn man nichts hat, um die Kinder zu ernähren! Nicht zu wissen, was ich meiner Familie aufzischen sollte – das hätte mich krank gemacht. Wenn man nicht für alle sorgen konnte, musste man sie weggeben; das waren dann diese sogenannten Verdingkinder. Diese armen Kinder wurden manchmal zu fürchterlichen Leuten geschickt; fünfjährige Kinder – um Gottes willen!**

Die ersten Jahre nach der Schule blieb ich hier zu Hause, half den Eltern im Betrieb und ging gelegentlich im Wald arbeiten. Im Sommer des Jahres 1937, das weiss ich noch genau, waren wir an einem Samstag alle in einer Gadenstatt auf dem Feld am Arbeiten, als der Christian vom Dorf her mit dem Mittagessen kam und sagte, wir hätten einen Telefonanruf von einem Verwandten aus St. Moritz bekommen. Dieser habe dort eine Arbeitsstelle im Magazin eines Lebensmittelladens. Da wurde nicht lang und breit gefragt: «Lorenz muss gehen!» Das wurde einfach so entschieden. Ich musste also gleich nach Hause hinunter, meine Siebensachen packen und am anderen Morgen mit dem Zug Richtung St. Moritz fahren.



**Im Jahre 1939 begann es in Deutschland zu rumoren. Immer wieder hörte man, dass bald ein Krieg ausbrechen**

könnte. Ich war zu der Zeit in Ilanz unten im Kloster und besuchte die Handelsschule. Diese Schule wurde zu einem grossen Teil von Dominikanerinnen deutscher Abstammung geführt. Im Frühjahr mussten diese alle nach Hause zurück, und die Schule wurde geschlossen. Die wenigen Schülerinnen, die wir waren, hätten nach Chur müssen, um die Ausbildung fortzusetzen. Aber da sagte der Vater: «Nein! Ich habe nur zwei Mädchen, und wenn der Krieg ausbricht, will ich diese hier zu Hause haben!» Dann musste ich die Schule abbrechen und nach Hause kommen.

Im Sommer des Jahres 1939 war ich in Sta. Maria im Münstertal drinnen und machte Saison im Hotel «Stelvio» – das war meine zweite Arbeitsstelle. Ich hatte Freude an dieser Arbeit. Aber dann brach der Krieg aus. Am 28. August im Jahr 1939, an meinem 21. Geburtstag, ging der Ruf der Kriegsmobilmachung durch die Schweiz. Dann war Schluss mit der Saisonarbeit in Hotels. Im Radio wurde verkündet, welche Abteilung am folgenden Tag in den Militärdienst einrücken musste. Mitten im Dorf wurden Plakate ausgehängt. Wer aufgeboten wurde, hatte dem Ruf Folge zu leisten – da gabs kein Wenn und Aber. Ich war beim Grenzschutz eingeteilt. Noch an diesem Abend packte ich all meine Sachen und kehrte am nächsten Morgen mit dem Fünf-Uhr-Zug vom Münstertal zurück nach Hause. Um zwei Uhr nachmittags kam ich in Trun oben an. Ich warf meine Siebensachen in den Rucksack, zog mir die Uniform an, ass ein wenig zu Mittag, und dann machte ich mich auf den Weg zum Bahnhof.

Wie viele Leute sich am Bahnhof versammelt hatten! Väter und Mütter, Frauen und Kinder, die sich von den Männern verabschiedeten. Die Kinder weinten – das machte schon Eindruck. Und niemand wusste, wann sie zurückkehren würden.

Zu allem Unglück gab es in Schlans oben am Vortag der Mobilmachung eine Feuersbrunst, und fünf Gebäude brannten nieder. Der Himmel war ganz rot. Ich weiss noch, wie wir im Morgengrauen zu einem Aussichtspunkt oberhalb unseres Hauses hinaufstiegen und herübersahen, wie die Leute nach Schlans hinaufeilten, um zu helfen.

Die Schlanser Frauen waren mit den Kindern vor dem Feuer auf die umliegenden Wiesen geflohen. Was für ein Anblick – schrecklich! Meine Gotte, eine Schwester der Mutter, war in Schlans oben verheiratet. Mein Vater hatte keine Ruhe. «Ich gehe zu den Verwandten hinaus und schaue, ob sie etwas brauchen», sagte er zur Mutter. Als er zurückkam, waren wir drüben vor der Scheune und assen Zvieri. Vater kämpfte mit den Tränen. Man erfuhr nie wirklich, wie das Feuer ausgebrochen war. Unsere Verwandten waren nicht betroffen. Meine Gotte hatte immer ein von der heiligen Agatha geweihtes Brot im Haus; das beschützt vor dem Feuer. Das ist dann wahr, wirklich! Davon sollte man immer etwas im Haus haben. Meine Mutter hatte auch immer welches.



Im Jahre 1943 landeten die Alliierten zuunterst in Italien und kamen allmählich Richtung Norden. Zu diesem Zeitpunkt war ich gerade zu Hause und ging im Wald arbeiten. Ich hatte mich nach langem Abwägen für die Försterstelle beworben, die hier in Trun ausgeschrieben war. Ich durfte die Försterschule besuchen und anschliessend die Stelle als Förster in der Gemeinde antreten. Jedoch – das hatte ich schon kommen sehen – hatte ich die Försterkurse kaum begonnen, gab es schon wieder eine Mobilmachung für die Miliz, also für die Jungen, und ich musste die Kurse verschieben und wieder in den Militärdienst gehen.



Ich erinnere mich noch gut an eine Februarnacht des Jahres 1945. Es war trocken, aber kalt, und der Boden war gefroren; dann bebt und widerhallt es noch viel mehr. In dieser Nacht flogen zahlreiche Flugzeuge über das Tal. Mein Gott; welche Erschütterungen, was für ein Lärm! Wie wir uns fürchteten! Wir konnten ja nichts sehen, wir durften wegen der Verdunkelung die Fensterläden nicht öffnen. Man hatte an alle Haushalte Karton verteilt, um die Fenster abzudecken. Keine einzige Lampe durfte man in der Nacht brennen sehen. Ja – wir hatten schon Angst; nicht nur dieses eine Mal. Es herrschte immer ~

eine gewisse Unsicherheit. In einem dieser Kriegsjahre, beim Namen-Mariä-Fest – das werde ich nie vergessen – hatte sich eine riesige Volksmenge auf dem Platz vor dem Hospiz in Maria Licht versammelt. Der Pfarrer machte in seiner Predigt die Zeit des Krieges und der Ungewissheit zum Thema. Zum Abschluss sagte er: «Und jetzt wollen wir niederknien und beten, dass die heilige Muttergottes unsere Männer lebend und gesund zurückkehren lässt.» Sonst stand man immer während dieser Messe, aber an diesem Tag sagte er, wir sollten niederknien. Alle Leute fielen auf die Knie und beteten mit voller, kräftiger Stimme drei Vaterunser. Viele weinten. Ich habe dieses Bild noch heute vor Augen – noch heute.

Am 8. Mai 1945 verkündete man den Waffenstillstand. Ich war zu Hause. Die zwei Kurse der Försterschule hatte ich abschliessen können, und am 1. Januar dieses Jahres hatte ich bei der Gemeinde die Stelle des Forstwarts angetreten – so war ich vom Militärdienst befreit.

Waffenstillstand, das war ein Fest! Als die Nachricht sich verbreitete, dass der Krieg nun endlich vorbei sei, verkündete man in der Gemeinde, man solle sich auf dem Dorfplatz in Trun versammeln. Wir kamen auch alle von Maria Licht herunter. Die Soldaten waren noch nicht zurückgekehrt. Der Kreispräsident hielt auf der Treppe des Carigiet-Hauses eine Ansprache, die Musik spielte, und es wurde gesungen. Im ganzen Tal läuteten die Glocken. Später machten alle Vereine eine Wallfahrt nach Einsiedeln – als Dank dafür, dass wir davongekommen waren. Ich war mit dem Mütterverein mitgegangen.



Wir heirateten im Jahre 1952 und liessen uns hier in Trun nieder. Ich war 34, die Tresa 29. Früher zu heiraten wäre nicht möglich gewesen, wir hatten ja keine Ersparnisse. Das war damals oft der Fall: junge Paare, die heiraten wollten, aber keinen Rappen auf der Seite hatten. Wie wollte man da heiraten? Man hätte gerade imstande sein sollen, diese paar Möbel zu kaufen, ohne den Vater um Geld fragen zu müssen.

Hie und da, wenn beide nichts hatten, musste man die Möbel mieten, damit man wenigstens ein Bett zum Schlafen hatte.

Eigentlich wollten wir im Jahr 1951 heiraten, aber dann starb mein Vater unerwartet an einer Lungenentzündung. Die Mutter weinte: «Der Vater ist nicht mehr, und wenn du jetzt auch noch gehst, wie soll es mit uns weitergehen?» So heirateten wir erst im Mai des darauffolgenden Jahres. Aber ich musste der Mutter versprechen, wann immer es mir möglich war, nach Maria Licht hinaufzukommen, um zu helfen. Und das machte ich dann auch. Etliche Male rannte ich diesen Hang hinauf und hinunter. Meine Schwester Barlurschla heiratete dann auch, und sie wohnten dann bei der Mutter im Haus. Infolge einer Schwangerschaft musste sie viel liegen, und in diesem Sommer ging ich jeden Tag mit drei Brotlaiben hinauf (lacht)! Ich hatte dann auch schon vier Kinder. Die zwei Kleinen nahm ich immer mit: den Carli im Kinderwagen und den Fridolin, der erst jährling war und nicht laufen mochte, musste ich auf das Hinterrad des Kinderwagens setzen. So stiess ich diese beiden den steilen Weg hinauf. Ende Sommer war das Rad kaputt (lacht).



Wir sahen das Elend der Vorkriegszeit, aber wir sahen auch, wie es nach dem Krieg allmählich aufwärtsging. Diese Entwicklung in der Nachkriegszeit – enorm, das kann man kaum begreifen. Motorsäge, Waschmaschine, Fernsehen, Auto ...

Diese Jahre des Elends; das war schon etwas, was nahging – das bleibt. Darum bin ich es noch heute gewohnt, jeden Tuchfetzen aufzubewahren. Ja nicht etwas wegwerfen, das man auf die eine oder andere Art noch verwerten könnte. Als die Kinder ausgezogen waren, nähte ich 80 Handtücher aus den Betttüchern, die nicht mehr gebraucht wurden. Der Stoff in der Mitte war nicht mehr viel wert, aber das Rundherum schnitt ich zu und säumte es. Handtücher mussten wir nie welche kaufen (lacht). Ich strickte auch viel für die Kinder. Das war viel Geld, das man so einsparen konnte..

Wir bemühten uns auch darum, dass die Kinder es besser haben würden, als wir es hatten. Und heute, wenn man schaut – was für Möglichkeiten die Jugend hat! Berufe, Schulen, Universitäten ... und sie können einfach aussuchen, was sie wollen. Wie die heute heranwachsen, und wie wir aufwuchsen – das sind zwei Welten. Aber, nicht wahr, wir lebten zu einer anderen Zeit und bemühten uns durchzukommen und das Beste aus der Situation zu machen. Wir waren trotz allem zufrieden.

Ja natürlich – wir kannten nichts anderes. •



«Nus savevan da nuot auter | Etwas anderes kannten wir nicht, Porträt einer Generation in der Surselva», Cornelia Vinzens. Somedia Buchverlag, 464 Seiten, 48 Franken. ISBN 978-3-906064-60-4

Anzeige



## Auch für Velofahrer lohnt sich der TCS.

Jetzt TCS Bike Assistance abschliessen und von Hilfe bei Panne, Unfall und Diebstahl profitieren.

**0844 888 111**

**Pannendienst Nr. 1 auch für Velos und E-Bikes**